Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 82=102 (1936)

Heft: 7

Artikel: Ein schweizerischer Militärschriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts

Autor: Schumacher, Edgar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-14171

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Klosterkirche zu Königsfelden, wohin die Leichen der gefallenen Ritter, mit derjenigen des Herzogs, 1386 nach der Schlacht übergeführt worden sind. Dieser selbst wurde später in St. Blasien und dann in der Hofgruft in Wien beigesetzt.

Ein schweizerischer Militärschriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts

Von *Edgar Schumacher.*

«Die Republiken hingegen sehen nur dann die Kriegesleute an, wenn Hannibal vor ihren Thoren ist; kaum ist die Gefahr vorüber, so möchten sie sie ersäufen . . .» Warnery: «Bemerkungen über des Grafen von Türpin Kommentarien über Montecuculi.»

Vor hundertundfünfzig Jahren, am 8. Mai 1786, starb in Breslau der polnische Generalmajor Charles Emanuel de Warnery im Alter von sechsundsechzig Jahren. Er war Schweizer von Geburt, Waadtländer, und ist in seinem Wesen, mit seinen Vorzügen und vornehmlich auch in seinen Fehlern, sehr Schweizer geblieben. Das Kriegsglück hat ihn weit in Europa herumgeworfen. Als Knabe diente er in Oberitalien auf sardinischer Seite, später kurze Zeit bei den Oesterreichern und dann bei den Russen. 1742 ist er als Rittmeister in das Heer des grossen Friedrich eingetreten. Er hat den zweiten Schlesischen Krieg mitgemacht und bei Hohenfriedberg, Soor und Hennersdorf gefochten. Im Siebenjährigen Kriege geschah «der erste Pistolenschuss, der während dem ganzen Kriege in Deutschland fiel», durch ihn. Das war bei der Ueberrumpelung der unweit Pirna gelegenen sächsischen Bergfestung Stolpen, die er selbviert unter sehr erstaunlichen Umständen bewerkstelligte. Man müsste aber diese Münchhausiade, um sie recht zu geniessen, in seinen eigenen Worten nachlesen; sie findet sich im dritten Teil seiner «Bemerkungen über des Grafen von Türpin Kommentarien». Bei Kolin war er dabei, «und ich kann mit Wahrheit sagen, dass ohne mich der gänzliche Verlust unserer Kavallerie unvermeidlich, und folglich der Krieg geendigt war». Durch die Kapitulation von Schweidnitz kam er 1757 in Kriegsgefangenschaft. Seine soldatische Laufbahn war damit abgeschlossen. Friedrich hatte kein Interesse, ihn wieder in seinen Dienst zu ziehen. Als Generalmajor nahm er den Abschied. Er lebte zumeist auf seinen Besitzungen in Schlesien, bis ihn 1776 der polnische König Stanislaus Poniatowski als Generalquartiermeister zu sich berief; dies war seine letzte militärische Mission.

Wenn dieses Generals heute mit einigen Worten gedacht wird, so wolle man um alles nicht etwa eine «Rettung» erwarten. Es wäre dies ein ebenso lächerliches als unfruchtbares Unter-

fangen. Warnerys Name zählt nicht zu denen, die ein Jahrhundert dem andern als heiliges Vermächtnis anvertraut. Aber er ist, nach Art und Schicksal, eine interessante Erscheinung, mit der man sich wohl einige Zeit besinnlich beschäftigen kann; eine Erscheinung, in der Kleinliches und Bedeutendes in eigentümlicher Weise sich durchdringen. Und er ist — ich habe es schon angedeutet — in mancher Besonderheit ein Spiegel und eine Mahnung für den Schweizer.

Seine kriegerischen Taten, deren Bedeutung keiner höher einschätzte als er selber, sind verschollen. Sein bescheidener Anspruch auf ein Fortleben gründet sich auf seine Schriften. In einer schreibseligen Zeit war er einer der schreibfreudigsten Autoren. Ein entschiedenes schriftstellerisches Talent kam seinem Geltungsdrang und seiner Selbstgefälligkeit zu Hilfe. So entstanden Werke, die bei aller Einseitigkeit und Unbeherrschtheit einen sehr persönlichen Stempel tragen. Man kennt den Verfasser nach ihrer Lektüre recht genau. Diese Bekanntschaft ist kein ungemischtes Vergnügen, aber sie ist reizvoll und anregend. Ein lebhafter und unruhiger Geist spielt mit Gedanken, die oft zwar völlig ins Banale abschweifen, manchmal aber auch durch Kraft und Klugheit überraschen und in einigen seltenen Augenblicken vorausdeutend neue Ziele weisen.

Was könnte zum Lobe dieser Bücher Rühmlicheres gesagt werden, als dass Gerhard Scharnhorst sie der genauen Beachtung wert fand? Er hat eine Sammlung und Uebersetzung von Warnerys Schriften, die zwischen 1766 und 1789 in französischer Sprache erschienen sind, veranlasst. Sie wurden in neun Teilen von 1785 bis 1791 durch die Helwingsche Hofbuchhandlung in Hannover herausgegeben. Scharnhorst selber arbeitete an der Ausgabe nicht unmittelbar mit. Er hat seinen Jugendfreund Heinrich Wilhelm von Zeschau und den Fähnrich (später Leutnant) Wilhelm Schwenke mit der Uebersetzung betraut. Seine Absicht, diese mit dem Original zu vergleichen, hat er anscheinend nur für den ersten Teil durchführen können. Man meint dies in den spätern Partien zu verspüren: der Ausdruck ist oft ungelenk, die Wiedergabe erscheint oft gezwungen («weisses Gewehr» für arme blanche) und wirkt dadurch ermüdend.

Was Scharnhorst bei Warnery, mit dem ihn nicht die leiseste innere Verwandtschaft verbindet, anziehen mochte, war zuerst wohl die entschiedene Betonung der Ehre und Würde des Soldatenstandes, den er «den edelsten aller Stände» nennt: «Wenn das Militär nicht vorzüglich geachtet wird, was kann denn wohl Leute von Ansehen und Verdiensten bewegen, sich ihm zu widmen? ... Die Ehre nur allein kann einen Mann, der sein Auskommen hat, bewegen, eine Lebensart zu erwählen, die gezwungen, mühsam und mit vielen Gefahren verbunden ist; die noch dazu

schlecht belohnet wird und ihm in gewissem Betrachte seine Freiheit raubt. Denn die Subordination muss nach der Strenge, ohne Rücksicht der Geburt und des Schutzes, worunter einer stehen möchte, beobachtet werden.»

Dann die Stellungnahme in der alten Streitfrage, ob in kriegerischen Dingen der Theorie oder der Erfahrung der Vorrang gebühre: «Theorie ohne Praktik ist besser als Praktik ohne alle Theorie. . . . Wenn ein Mensch natürliche Anlage hat und kömmt dieser mittelst der Theorie zu Hülfe, er mag übrigens noch so wenig Erfahrung haben, so wird er bald dahin gelangen, um mit Richtigkeit zu urteilen, und weitläuftige Projekte ausführen zu können.»

Endlich die neuen Gedanken taktischer und strategischer Natur, das Hervorheben der Bedeutung des Feuergefechtes für die Infanterie, der nachdrückliche Hinweis auf die Wichtigkeit des erstrebten Endzweckes für den Charakter der Kriegführung. In solchen Dingen lässt Warnery, so sehr er sonst in seiner geistigen Haltung achtzehntes Jahrhundert ist, doch schon etwas von der anbrechenden grossen Zeit des militärischen Denkens ahnen.

Zwiespältig und widerspruchsvoll wie sein eignes Wesen ist auch das Urteil, das die Mitlebenden über ihn fällen. Sehr streng spricht Archenholtz über ihn ab. Er sagt von Warnerys «Feldzügen Friedrichs des Zweiten»: «Dies Werk, von welchem man wegen des Standes des Verfassers und seiner andern brauchbaren Schriften, die ihn als einen Mann von Kenntnissen charakterisierten, viel zu erwarten berechtigt war, ist die schlechteste Quelle für den Geschichtsforscher; denn, manche gute Bemerkungen abgerechnet, enthält es weit mehr Falschheiten als Wahrheiten, ist voll des grössten Eigendünkels und ungereimter Behauptungen.» Anders klingt eine Würdigung im sechsten Teil des militärischen Journals «Bellona»: «Der General von Warnery gehört unstreitig unter die besten militärischen Schriftsteller; seine ausgebreiteten Kenntnisse in der alten und neuen Geschichte, die er mit einem kriegerischen philosophischen Geiste studieret; desgleichen seine vielen Erfahrungen machen seine Werke ungemein schätzbar. Er ist weit entfernt von jenen künstlichen Systemen neuer Kriegsschriftsteller; alles ist bei ihm simpel und natürlich; seine Gründe vor oder wider sind immer aus der Natur der Sache selbst genommen. Er ist ein Schweizer, . . . er schreibt mit der edelmütigen Freimütigkeit eines Schweizers und mit der Beurteilungskraft eines grossen Generals.»

Es ist sehr freundlich gesagt, das mit «der edelmütigen Freimütigkeit eines Schweizers». Ein minder wohlmeinender Beurteiler würde leicht einen herberen Ausdruck finden. Aber die Betonung des Schweizerischen besteht zu Recht. Die schweizerische

Neigung zu Rechthaberei und schulmeisterlicher Art feiert bei Warnery Triumphe. Das Bedürfnis, sich zum Präzeptor Europas und der umliegenden Völkerschaften aufzuwerfen, ist der innerste Beweggrund, der ihn zum Schreiben nötigt. Er vertritt den Standpunkt: Kritik um jeden Preis, Kritik um ihrer selbst willen. Er will lieber sich selber widersprechen als einmal einem andern nicht widersprechen. Und so gefällt er sich schliesslich in der Selbsttäuschung, Kritik für schöpferische Tat zu nehmen. Weil im Zerstören brillantere und lautere Effekte möglich sind als im Aufbau, weil durch absprechende Art die Zeitgenossen billiger zu ergötzen und zu empören sind als durch die lästige Forderung, denkend am bleibenden Werk mitzuschaffen, so mag einer wohl der Versuchung erliegen, das Dauernde für das im Augenblick Blendende hinzugeben. Und bedenkt nicht, dass es besser ist, namenlos zu sein, als den unsaubern Ruhm eines Zoilus durch die Nachwelt zu schleppen.

Nicht dass Warnery völlig in diesem Licht erschiene; aber er ist mit unvorsichtig hastendem Schritt auf dem besten Wege dahin. Und man kommt über das Bedauern nicht weg, dass vortreffliche Fähigkeiten und ein nicht alltägliches Talent so weitgehend auf Verneinen eingestellt sind. Seine Werke hinterlassen als Ganzes durchaus keinen Eindruck. Sie haben weder Plan noch Form. Und etwa nach der Lektüre eines seiner Bücher den Inhalt knapp wiedergeben zu wollen, gehört zu den unmöglichen Dingen. Es sind wahllos aufgereihte Sammlungen von Aphorismen über militärische Gegenstände, Beiträge zur Kriegführung und Kriegsgeschichte, denen in der Regel irgend ein anderes Buch zum Vorwand dient. Kennzeichnend ist zum Beispiel der Titel des Hauptwerkes: «Bemerkungen über des Grafen von Türpin Kommentarien über Montecuculi; nebst Anekdoten zur Militärgeschichte des jetzigen Jahrhunderts.»

Trotz dieser fundamentalen Mängel aber lesen sich Warnerys Schriften gut und mit Genuss. Ihr Wert liegt ausschliesslich im Einzelnen, in der Klugheit vieler Gedanken und in der Lebhaftigkeit der Schilderung. Man langweilt sich nie; man ist angeregt und oft erheitert. Die unbefangen vorlaute subjektive Schreibweise gibt den Dingen eine eigene Färbung. Man liest die Bücher ohne Mühe zu Ende, und man legt sie ohne Ueberdruss weg, freilich auch ohne den Vorsatz, sie wieder zur Hand zu nehmen. Man hat keine Werte gewonnen, die irgend das Leben bereichern; aber man behält einige treffliche Gedanken und einige aufschlussreiche Anekdoten. Die Eitelkeit des Verfassers ist so naiv, dass man ihm darum nicht böse sein kann. Was man etwa von militärischen Originalen alter und neuer Zeit vernommen hat, kommt in Erinnerung. Wenn er von irgend einer kriegerischen Leistung erzählt und dann mehr oder minder unzweideutig

der Nachsatz folgt: «Das ist noch gar nichts; aber als ich . . .» — dann ist man auf allerhand gefasst und wird nicht enttäuscht. Und fast rührend wirkt die Unschuld, mit der er erzählt, wie der alte Fritz ihm einmal sein Schwadronieren abgebogen: «Ich sprach einstens mit dem König von Preussen über die Verschiedenheit der Meinungen in Betreff des Stosses und Hiebes; er antwortete mir: Töten Sie Ihren Feind, auf welche Art Sie wollen; ich werde Sie deshalb nie zur Verantwortung ziehen.»

Warnery betont seine schweizerische Herkunft gerne: «In der Bellona hat man mir die Ehre erzeigt, mich unter die deutschen Schriftsteller zu setzen; ich bin aber ein Schweizer und nationalisierter Pole.» Er hat für die Zustände seines Vaterlandes einen wachen Blick; und da kann man denn bei ihm, wenige Jahre vor dem Untergang der Eidgenossenschaft, lesen: «Der Schatz der Stadt Bern ist vielleicht nach der Amsterdamer Bank der beträchtlichste in Europa; und es wundert mich sehr, dass noch keine Puissance sich dessen zu bemächtigen gesucht hat, weil die Eroberung der Schweiz viel wenigern Schwierigkeiten unterworfen sein würde als man glaubt. . . . Der Schweiz dürfte es also dereinst eben so ergehen als es Polen ergangen ist, um so mehr da die erstern, die nicht anders als zu Fuss fechten, keine einzige Festung haben, die für Infanterie doch äusserst notwendig sind, und die Miliz von Vaud, welches einem feindlichen Einfall am mehrsten ausgesetzt ist, nicht so viel Interesse dabei hat, für die Schweizer zu fechten, als man sich einbildet, und es folglich nicht schwer fallen würde, solches von der Schweiz ganz abzusondern.» Als Waadtländer hat er die Abneigung gegen Bern und die bernische Regierung im Blute. Man kann seine Einstellung zu schweizerischen Dingen also nicht eigentlich eine patriotische nennen. Es mischen sich in ihm jene widersprechenden Elemente, die bei der Katastrophe von 1798 so sehr von innen heraus zerstörend mitwirkten. Seine Begeisterung für den soldatischen Stand, der edelste und uns nächste Zug seines Charakters, gründet mehr auf dem Wissen um die hohe Aufgabe dieses Berufes überhaupt als auf der Erkenntnis seines Zusammenhanges mit Leben und Untergang eines Volkes: «Schon seit geraumer Zeit kennen Kriegesleute kein anderes Vaterland als dasjenige, dem sie dienen. . . . Der Krieg ist zu einem Handwerke geworden, von dem man da wo man am besten seine Rechnung findet, Gebrauch macht.» Sein Misstrauen gegen die rettende Kraft des patriotischen Gedankens ist so ganz unberechtigt nicht: «Wir sehn sklavische Völker, die sehr brav sind und ihr Leben vor ihren Herrn aufopfern, ohne an Freiheit zu denken, ja ohne den Wert davon zu kennen. Wir sehn aber auch Republikaner, die ihr Vaterland lieben, auf ihre Freiheit eifersüchtig sein und sich demohngeachtet sehr hüten, ihr Leben zu dessen Verteidigung der

Gefahr auszusetzen; kaum opfern sie etwas Geld dazu auf.» Freilich ist er auf die republikanische Staatsform ohnehin nicht gut zu sprechen: «unter dem schönen Vorwande der Freiheit und Liebe fürs Vaterland hat jeder nur sein eigenes Interesse zur Absicht, das dem allgemeinen Interesse durchaus entgegen ist.»

Er findet sehr gute und zutreffende Worte, wenn er die Folgen vernachlässigter Kriegsbereitschaft schildert. Er erzählt vom Schicksal Venedigs und sagt: «Dies ist und wird stets das Schicksal freier Staaten sein, die das Militär wegen der Kosten vernachlässigen und die Ehre aus den Augen setzen; unbekümmert über ihre Nachbarn, die ein ganz entgegengesetztes Betragen beobachten und von denen sie am meisten zu befürchten haben.»

Literarische Ambitionen hat Warnery nicht. Alles was über den Rahmen seiner Fachwissenschaft hinausgeht, lehnt er sehr hochmütig ab, sei es «Homers eitle Dichtkunst», sei es der Koran, «der nichts als ein Gewebe törichter Träumereien ist». Mit der Unbildung prahlt er wie nur irgend einer der alten Eisenfresser: «Ich habe mir niemals die Mühe gegeben, die Legende der Heiligen und am wenigsten die Lebensbeschreibung des heiligen Mauritius zu lesen.»

Es mag erwünscht sein, von Warnerys Schriften im einzelnen etwas zu hören. Hier folgt eine kurze Aufzählung nach der Reihenfolge der neunteiligen Scharnhorst'schen Ausgabe.

Der erste Teil enthält die «Bemerkungen über die Kavallerie». Es sind die Grundsätze des Generals von Seydlitz, des Freundes Warnerys, die hier Ausdruck finden. Das Büchlein ist für junge Leute bestimmt, die sich dem Dienst bei der Reiterei widmen wollen. Die zwei Unterteilungen der Waffe werden charakterisiert, die schwere Kavallerie, als welche aus Gendarmes, Cürassiers, Carabiniers und in einigen Ländern Dragonern, besteht, und die leichte, die Chevaux legers, Husaren, Ulanen und die ganze morgenländische Reiterei umfasst. Das Feuergefecht zu Pferde lehnt Warnery ab, als «höchstens zur Verscheuchung der Sperlinge geschickt». Er gibt im Kampf mit der blanken Waffe dem Stoss vor dem Hieb den Vorzug. Die Ausbildung der Kavallerie im Fussgefecht wird dringend empfohlen.

Es folgt im zweiten bis vierten Teil Warnerys umfangreichste Schrift, die «Bemerkungen über des Grafen von Türpin Kommentarien über Montecuculi». Das Buch ist vorzüglich kennzeichnend für die desultorische und aphoristische Art des Verfassers. Wir erhalten weder über Turennes grossen Gegenspieler Montecuculi noch über dessen Kommentator Turpin Auskunft; wir erhalten aber die Meinungen des Generalmajors von Warnery in all ihrer apodiktischen aber geistreichen Aufdringlichkeit. Die

Anordnung ist so äusserlich wie möglich: Warnery zitiert von Seite zu Seite die Anmerkungen Turpins und weist ihm nach, wo er Montecuculi falsch verstanden hat. Und dann windet er in üppigem Arabeskenkranz seine eignen Einfälle um den Kerngedanken. Man kann hier keine Ideengänge verfolgen; man kann nur einige Einzelheiten hervorheben.

Warnery bezeichnet die Kriegskunst als «die edelste von allen» und fügt die melancholische Anmerkung bei, dass man «dabei sein Glück selten oder doch spät» macht. Er hebt nicht ohne Bitterkeit hervor, wie in jeder andern Kunst das Talent von selber seinen Weg findet, im kriegerischen Beruf aber mehr verdächtigt als gefördert wird. Er spricht von der ausserordentlichen Bedeutung der subjektiven Auffassung in Dingen des Kriegswesens: «Alle Actions, die man gewinnt, überträgt man der Nachkommenschaft als Bataillen, und alle Bataillen, die man verliert, als Affairen.» Er macht die scharfsichtige Bemerkung, dass es eine Eigenschaft des militärischen Pöbels sei, «Dinge nur nach dem Ausgange zu beurteilen». Es ist hier viel von dem König von Preussen die Rede und «dass er sich nicht führen lässt, sondern er führt andere»; auch wird erwähnt, dass der Angriff in sein System gehöre. Recht mitten im vaterlandslos fühlenden Söldnerwesen des achtzehnten Jahrhunderts aber sind wir, wenn wir die Feststellung lesen, es müsse «Fröhlichkeit unter den Truppen herrschen, damit sie nicht zuviel Musse haben, an ihr Elend zu gedenken und Betrachtungen anzustellen, die nicht mit ihrem Metier übereinstimmen». Echt Warnery ist die Replik auf Turpins Bedenken, ob es von Nutzen sei, Werke militärischer Natur «oftmals nur flüchtig und die mehreste Zeit mit einem tadelsüchtigen Geiste» zu lesen: «Ohne diesen tadelsüchtigen Geist kann man nie Betrachtungen anstellen, er ist einem Soldaten durchaus notwendig und es sind zwei unzertrennliche Stücke.» Zu Zeiten gibt er Proben eines recht bösartigen Witzes; er preist die Vorzüge protestantischer Staaten: «Sie haben Prediger um einen recht wohlfeilen Preis, die zur Fortpflanzung gleichsam gemacht zu sein scheinen; denn man sieht wenige, besonders in Deutschland, die nicht mit einer zahlreichen Familie gesegnet sind.»

Es folgt im fünften Teil Warnerys absonderlichste Produktion, die «Vermischten Bemerkungen, vorzüglich über Cäsar und andere sowohl ältere als neuere militärische Schriftsteller». Dieses «kleine aber sehr kühne Werkchen» mutet an wie ein Vorläufer jener abstrusen und krankhaften spätern Bemühungen, Werke, die unter einem grossen Namen gehen, dem Urheber abzusprechen. Warnery nämlich will «zu beweisen suchen, ... dass die Kommentarien des Cäsars kein Werk von diesem berühmten Feldherrn, ja nicht einmal von einem mittelmässigen General sein

können». Es ist hier nicht viel zu sagen; der Unsinn ist perfekt. Ich weiss nicht, ob Warnery den Cäsar im Original gelesen hat; ich zweifle daran und denke, er hielt sich an eine schlechte Uebersetzung. Er legt besonderes Gewicht darauf, dass die Brücke bei Genf den Helvetiern gehört habe und somit Cäsar die Feindseligkeiten begann, als er sie abbrach (... pons ad Helvetios pertinet!). Er erheitert sich daran, dass derselbe Divico beim Sieg über den Cassius geführt haben solle, der jetzt Chef der Abordnung zu Cäsar ist: «denn von dieser Schlacht bis zu dem Zeitpunkt, von dem ich handele, muss ein Jahrhundert verflossen sein» — und in Wirklichkeit sind es knapp fünfzig Jahre. Kurz, er sieht «nichts Lehrreiches für uns im Gallischen Kriege». Wertvoller sind auch in dieser Schrift die Anregungen auf neuzeitlichen Gebieten. Hervorzuheben ist die Forderung nach besserer Schiessausbildung der Infanterie: «Sollte ein Soldat, der sein Gewehr alle Tage in Händen hat, nicht lernen können, mit selbigem eben so gut umzugehen als ein Jäger, der seines Schusses beinahe gewiss ist ... Man verlangt, dass die Artillerie richtig schiessen solle und sie wird hierin am mehrsten geübt; warum verlangt man von der Infanterie nicht das nämliche, da sie doch heut zu Tage ohne zu feuern wenig ausrichten kann?»

Der sechste Teil dann bringt «Bemerkungen über das türkische und russische Militär». Es soll gezeigt werden, dass «die Türken bei weitem nicht so furchtbar sind, als man sie sich vorstellte und ich gewissermassen der erste bin, der sie entlarvt hat». Hier finden sich manche interessante Einzelheiten zur türkischen Kultur- und Heeresgeschichte. Es läuft, das kann nicht anders sein, wieder da und dort eine faustdicke Prahlerei mit unter, so wenn er erzählt: «Graf Romanzow hat meinen Grundsatz ... befolgt und sich dadurch einen unsterblichen Namen erworben». Einigermassen überrascht uns, dass als ein hauptsächlicher Missbrauch in der russischen Armee «die entsetzlichen Schreibereien» hervorgehoben werden: «Ich übertreibe es nicht, wenn ich behaupte, dass man bei einem russischen Bataillon mehr schmiert als bei der ganzen preussischen Armee.» Heute möchte man doch diesen Misstand mehr westwärts und näher zu suchen haben.

Die Teile sieben und acht enthalten die «Feldzüge Friedrichs des Zweiten, Königs von Preussen, seit 1756 bis 1762». Es ist Warnerys meistumstrittenes Werk, das einseitigste und absichtlichste, in manchem auch wieder das aufschlussreichste. Im Grunde eine Apologie für den Verfasser selber. Warnery ist

Nummer eins, Friedrich erst Nummer zwei. Die Haltung gegen den König zeigt alle Schattierungen, von der höchsten Bewunderung bis zur krassesten Verunglimpfung. Einige Züge wirken echt. Im Winter 1761 auf 1762, als Friedrich in tiefer Ermattung in Breslau weilte, «zeigte er sich niemandem mehr, er sah nicht ein einziges mal weder seine Leibgarde noch die Parade, und was noch mehr ist, er blies nicht mehr auf der Flöte». Das Endurteil lautet so: «Diejenigen, so dies lesen, werden überzeugt sein, dass Friedrich ein grosser Feldherr gewesen ist; wahr ist es, er hat hierin viel Eigenschaften, aber er hatte seinen Ruhm fast bloss der Unwissenheit oder dem bösen Willen der feindlichen Generals zu verdanken, die niederträchtiger Weise die Gelegenheiten vorbei gehen liessen, ihn zu überwältigen und den Krieg zu endigen. ... Im Ganzen kann man jedoch sagen, dass Friedrich sehr gross ist; er hat das Glück gehabt, an dem Prinz Heinrich, an den Prinzen von Braunschweig, an dem Herzog von Bevern, an Seydlitzen und andern» (lies: Warnery) «vortreffliche Gehülfen zu finden; es wäre zu wünschen, dass er fähig gewesen wäre, ihnen mehr Erkenntlichkeit zu beweisen.»

Der neunte Teil endlich ist betitelt: «Bemerkungen über den Versuch über die Kriegskunst des Herrn Obersten von Guibert.» Den französischen Verfasser kennt der Gebildete heute noch dem Namen nach aus Voltaires famoser Satire «La Tactique»:

«Monsieur Guibert se tut après ce long propos;
Moi, je me tus aussi, n'ayant rien à redire.
De la droite raison je sentis tout l'empire:
Je conçus que la guerre est le premier des arts» ...

Das Buch ist Fortsetzung und Abschluss der früheren militärischen Aphorismensammlungen Warnerys. Einmal beklagt er hier den Niedergang des schweizerischen Kriegergeistes: «Seit vierundvierzig Jahren habe ich mein Vaterland nicht gesehen.... Die Erziehung war damals männlich. Man hat mich aber versichert, dass, seitdem Voltaire sich in dieses Land eingenistelt hat, der Geschmack zum Kriegsdienste bei allen, die nicht die Not dazu zwingt, erloschen ist; jeder, der des Kriegesdienstes entraten kann, lebt in der grössten Untätigkeit, lieset Romane und macht Verse.»

Soviel über Persönlichkeit und Werk des Generalmajors von Warnery. Wer den Fortschritt des militärischen Denkens im achtzehnten Jahrhundert verfolgen will, kann an ihm nicht ganz achtlos vorbeigehen. Wer das Eigenartige auch in seinen bizarren Verschnörkelungen liebt, wird gern bei ihm verweilen.